

Der Sturm zerbrach im Waldesraum
Einen jungen unbelaubten Baum,
Mit zudender Faser hält er sich fest
Am Wurzelstamm, eh' die Kraft ihn
verläßt.

So müd' ist er, so sterbensmatt,
Er sorgt um kein einziges grünes
Blatt.

Doch weiße Blüten jagt er an's Licht,
Daß ein Leuchten aus seinen Zweigen
bricht.

Und durch die athemlos lauschende
Luft

Sein letztes Sehnen in Duffen ruft ...
Er weiß, wenn die Blüten zerflattert
sind,

Säufelt durch tobt Zweige der Wind.

Der Dorfschul-Lehrer.

Stizte aus dem Schwarzwald von
Miriam Bin Runyan.

Die Mittagsstunde steht hoch über
dem Schwarzwald. Große Rinder-
herden weiden friedlich am Fuße des
Feldberges, welcher den mächtigen
Gipfel zu den Wolken emporredet.

Schwüle Hitze liegt über dem
Dorfe. Nur ein paar vereinzelte
Menschen lassen sich auf den schatten-
losen, staubigen Gäßchen blicken.

Auf allen Hügeln rings herum
wuchert die blaue Erica in Hülle und
Fülle. Aber die feltene weiße
Erica ist nur hoch oben auf dem Feld-
berg zu finden; und wenn man die
Augen emporhebt zu dem endlosen
schneeigen Mittelfelde, so ist es Ein-
nem schier als ob der Feldberg eine
Schneelappe trügte.

Droben am Bergeshang, wo das
Gras am frischesten und grünsten
hervorsproßt, sitzt ein Bauernmäd-
chen mit der Sichel in der Hand und
schneidet Futter für die Ziegen.

„Griß Gott, Dirndl!“ sagt eine
Stimme neben ihr.

Die Erica, oder vielmehr „das
Ritel“, wie sie überall im Dorfe ge-
nannt wird, schreit empor.

„Schau! Der Martl!“ meint sie
spöttisch. „Herzje, das ist aber was
Neu's. Seit wann steigt denn der
faule Thal-Martl im Gebirg' her-
um?“

„D' weißt ganz quat, daß i Dir
nachg'stiegen bin“, knurrte der Ange-
redete. Als er aber sah den Arm um
sie legen will, hebt sie blühend zur
Abwehr die Sichel gegen ihn empor.

„Laß' mi aus!“ ruft sie ärgerlich.
Der Martl weicht im ersten Augen-
blick erschrocken zurück.

„Sei nit so g'itza, Ritel!“ lacht
er dann. „I will mich bloß a Weis-
chen zu Dir legen. Komm, laß uns
g'scheit miteinander reden.“

„Du und g'scheit!“ versucht sie
lustig zu spotten, aber die Stimme
zittert ihr, und sie ist roth und ver-
legen geworden.

„Siehst!“ fängt der Martl an
und wirft sich neben ihr in's Gras.
„Daß i Di gern hab', hast ja längst
g'wußt. I hab's in der Welt zu was
bracht. Reiche Bauern giebt's g'nua
im Schwarzwald, aber der Martl ist
halt doch noch der Reichst' von Allen.
Sag, was meinst, Ritel? Hätt'it
was dawider wenn sie uns nächsten
Sonntag in der Dorfstrich' aufbieten
thäten?“

Das Ritel ist ganz still und hält
das Köpfchen gesenkt.

Als die Antwort gar zu lang aus-
bleibt, wird der Martl ungeduldig.
„Zwegen was schweigt denn? So
red' doch. I werd' Di nit beihen.“

Da hebt das Ritel den Kopf und
schlägt die Augen furchtsam zu ihm
auf.

„I bin dem Lehrer quat“, sagt sie
scheu.

Hell auslachen muß der Martl.
„Dem Dorfschul-Lehrer?“ ruft er
belustigt.

„Jezass, und in so a bleichen, stillen
Stubenboden hast Du vergrast? Laß
Di nit auslachen, Dirndl!“

Der Burtsch' ist aufgesprungen und
hat sich mit dem Rücken an einen
Baumstamm gelehnt. Kopfschüttelnd
und erstaunt sieht er auf das Mäd-
chen nieder.

„Mabel“, fragt er ungläubig,
„bist denn wirklich von Sinnen, daß D'
mi nit haben willst? Weißt D' nit,
daß sie mit All' den „Schluchsel-
Bauern“ nennen? All' das Land um
den See herum ist mein. Was?
Magst immer noch nit? Geh“, sag
„Ja“, Ritel, sollst's auch gut bei mir
haben. Deinen Bruder, den armen
Holzhader, thät i als meinen Groß-
tnecht nehmen. Deinem Mutterk' thät
i gar das Häuschen am Berge schen-
ken und auf a paar gute Milchküb'
würd' mir auch nit antommen.“

„I bin halt dem Lehrer quat“,
wiederholt das Ritel leis.

„Natürlich, wann Du „Nein“ sagst“,
meint der Martl langsam und sieht
sie lauernd an, „dann müßt Ihr raus
aus dem Häusle. D' weißt wohl, der
Grund und Boden g'hört mein. I
hab's Euch nur zu dem Spottpreis
geben, weil i Di allzeit schon lieb
hatt'. Und die G'schicht' mit dem
Schulmeister kannt Dir auch gleich
aus dem Kopf schlagen. So a Jam-
mer-Lappen!“ So a verhungertes Ge-

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Neb., 27. Oktober 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 26 No. 9.

„foll! Das, — Deine Mutter thät's
noch nimmer verlauben!“

Das Ritel schweigt noch immer.

Da hält ihr der Bub' die breite
braune Hand hin.

„Schlag ein“, spricht er treuer-
zig. „Komm, sei g'scheidt. I frag' Di
jezt zum letzten Mal. Hättst nit doch
Luft, die Bäuerin vom Schluchsel-
Hof z' werden?“

„Haft Recht, i bin a dumme Dirn'
g'wesen“, sagt's Ritel und legt die
zitternden Finger in seine große
Hand. „Ja, haft Recht, Martl. Wohl,
alsdann will i Deine Bäuerin wer-
den.“

„Nuch!“ schreit da der Burtsch',
wirft das schlanke Mädel hoch in die
Luft und fängt sie wieder auf mit den
starken Armen. — So ist das Verlöb-
nis vom Berg-Ritel und vom
Schluchsel-Bauern zu Sand' getom-
men!

Daheim in seinem Stübchen sitzt
der junge Dorfschul-Lehrer und sieht
die Feste der Schulbuben durch. Da
klopft's und der Martl schiebt sich
zur Thür herein.

„Griß i Gott, Schulmeister.“
„Gott zum Grube, Schluchsel-
Bauer. Was führt Euch her zu mir?“
Dann blickt er ihm aufmerksam
in's erregte Gesicht.

„Euch ist wohl heut' was Gutes
widerfahren, Bauer, daß Ihr gar so
verklärt dreinschaut?“

„Hachzeit mach' i!“ jauchzt der
Burtsch. „Hachzeit! Und weißt auch,
mit wem, Schulmeister?“

Verneinend schüttelt der Angeredete
den Kopf.

„Mit dem Ritel! Mit dem Berg-
Ritel!“ ruft der Martl laut in sei-
nem Glück und schlägt sich mit der
flachen Hand dröhnend auf's Knie.

„Mit der Erica?“ fragt der Lehr-
er tonlos, und es ist dem Martl, als
ob das schmale Gesicht noch bleicher
geworden ist.

„Gelt, da reißt' die Augen auf?
Ja, mit dem Ritel! Und z'wegen
dessen bin i g'rad' zu Dir kommen.
Schau, i bin reich; mir tommt's nit
auf's Geld an. I will Dir gern a
paar Groschen z'verdienen geben, und
da hab' i mir halt denkt: Der Herr
Lehrer könnt' uns das Hochzeits-
Lied dichten!“

„Aber nit nur die brave, tugend-
same Braut sollst D' beschreiben“,
fährt er eindringlich fort, „me i Vor-
züg' müßt D' auch in's beste Licht
ruden. Verzäh' drin, was i für a
starker, brauner Burtsch' bin und daß
i auf der Kirmeß und auf a jeslicher
Kauferei die andern Wuob'n stets kurz
und klein verhaun' hab'.“

Der junge Lehrer hat ihm kaum
zugehört. In sich zusammengefunken
sitzt er da und träumt vor sich hin.

Hochzeit — Und mit der Erica!
— Wie ein Messerfisch geht es ihm
durch die Brust. Alle Andern im
Dorfe haben stets auf ihm herunterge-
sehen, haben ihn spöttisch oder herab-
lassend behandelt, — nur die Erica
nicht! Wie oft hat er sich ausgemalt,
wie herrlich es sein müßt, wenn die
sanfte Erica seine Frau wär' und
mit ihren fleißigen Händen das arm-
selige Schulhäuschen blühblat und
sauber hielt. Immer schon hat er sie
lieb gehabt, — vom ersten Augenblick
an, wo sie mit dem Milchgeschirr in
seine Stube trat.

„Die Mutter schickt Euch a Milch“,
hatte sie schüchtern gesagt; „s' ist
zwar nur Gaisin-Milch, aber i hab's
selber frisch g'molten, und wenn die
Gib' auch klein ist, sie tommt von
Herzen.“

Und blutroth war sie dabei gewor-
den und hatte sich schier geschämt, daß
ihre Mutter so arm sei und sich nicht,
wie die Nachbarn, Kühe halten konnte.

Und jetzt ist es vorbei, — alles
vorbei, — und er soll ihr gar das
Hochzeits-Carmen dichten! —

Abwehrend streckt er die Hände aus.
„Ich kann nicht!“ sagt er heftig.
„Sucht Euch einen Anderen, der Euch
das Lied macht.“

Der Burtsch stemmt die Fäuste in
die Seite und sieht den Lehrer her-
ausfordernd an.

„Geh', sei nit g'spafzig, Schulmeis-
ter“, meint er zornig.

Dann seht er schnell begütigend
hinzu: „I schid' Dir auch von der
Mehelstuppen. Und wann D' Dei
Sach quat macht, leg i a paar schöne
Bluatwürsch' bei.“

„Ich kann nicht Schluchsel-Bauer!
Ich kann nicht!“ stößt der Lehrer hei-
ßer hervor.

„D' sollst seh'n, daß i kein Geiz-
tragen nit bin. Auf an' grohen, safti-
gen Schinken soll mir's auch nit an-
kommen. Gelt, den kriegst nit alle
Täg' angeboten?“

Der Dorfschul-Lehrer denkt an seine
leere Speisekammer, in welcher selten
genug Butter und Speck hängen. Wie
oft hat ihm der Magen getnurt! Wie
oft ist er hungrig zu Bett gegangen!

Aber alle Tafelfreuden der Welt
würden ihn jezt nicht loden.

„Laß' mich in Ruh', Schluchsel-
Bauer“, schreit er wild. „Ich kann
nicht, ich kann's wahrhaftig nicht.
Um Gottes Barmherzigkeit willen,
Bauer, geht heim und laßt mich in
Ruh'!“

Der Martl pfeift ärgerlich durch
die Zähne.

„Dollster Kerl!“ murmelt er ver-
driehlich und schlägt die Thür hinter
sich zu.

Die Sonne ist längst untergegan-
gen. Lange graue Schatten senken
sich über das Thal. Rings im Dorfe
werden die Oellämpchen angezündet,
nur im Schulhause brennt noch kein
Licht.

Der Lehrer steht am Fenster und
hat die heiße Stirn gegen die Scheiben
gepreßt.

Er blickt in die Höhe nach dem
weißen Häuschen, wo das Berg-Ritel
mit der alten Mutter wohnt.

Da oben ist auch Alles dunkel und
still. Ob wohl die blonde Erica an
ihn denkt? —

Aber jezt wird es hell am Abhang.
Mit Musik und Fiedeln zieht der
Schluchsel-Bauer den Berg hinauf.

Große Freudenfeuer werden droben
angezündet, die Burtschen schießen ihre
Stuben ab und das gellende Jauchzen
der Schuhplattl-Tänzer dringt zu ihm
herab.

Der Dorfschul-Lehrer tritt vom
Fenster zurück. Er wirft sich auf den
Stuhl und stützt die Ellbogen auf den
Tisch.

„Erica! Erica!“ stöhnt er vor sich
hin.

Er kratzt die Finger in die Ohren, und
die lustige Musik nicht zu hören;
den Kopf läßt er auf die Tischplatte
sinken und sein schwächerer Körper
erschütteret.

Die Hühneruppe.

Humoreste von Heinrich Hartmann.

Ich hatte nichts mehr zu thun, und
schlenderte gemüthlich über den Wo-
chenmarkt. Mein Zug ging erst in ei-
ner Stunde. Ich konnte also noch ge-
mächlich ein bischen die Stadt ansehen.
Plötzlich kam mir ein Gebante. Wie
wäre es, wenn du deiner Frau etwas
von der Reife mitbrächtest? Ich dachte
nach, etwas Vernünftiges mußte es
sein. Plötzlich stand ich vor ei-
nem Geflügelhändler. Und in demsel-
ben Moment hatte ich auch entdekt
was ich meiner Frau mitbringen
wollte.

Ein paar Hühner. Das war prak-
tisch, und außerdem hatte ich mir schon
lange eine rechte fetter Hühneruppe ge-
wünscht.

Ich trat auf den Händler zu. „Sa-
gen Sie mal, was kostet denn ein
Huhn?“

„Oh, das ist verschieden. Drei
Mart, zwei Mart und noch billiger.“
„Ein gutes muß es schon sein.“

Wir einigten uns auf ein feines
Exemplar der Gattung, das drei Mart
kosten sollte.

„Ja, und wie transportire ich das
Thier?“

„Na, ich schlachte es gleich und wickle
es Ihnen gut ein.“

„Aber da kam der Mann schön an.
„Nein, den hab'n muß ich lebendig mit-
bringen, sonst hat die ganze Geschichte
keinen Zweck.“

Wir dachten hin und her, schließlich
meinte der Mann: „Ich gebe Ihnen ein-
zigen kleinen Beutel für fünfundsün-
zig Pfennig, da thun wir den Hahn hin-
ein, das geht ganz gut.“

Ich war einverstanden. Ich bezahlte
und gab ihm, da ich kein kleines Geld
besaß, ein Zwanzigmarksstück. Der
Mann wollte los gehen, und von sei-
nem Bruder, der auch auf dem Markte
sei, einen Sach holen. In demselben
Moment traten verschiedene Leute, da-
runter ein Gerichtsvollzieher, auf den
Händler zu und... präbten sein
Geflügel. Nach vielem Lamentiren er-
klärte sich der Gerichtsvollzieher bereit,
den von mir gekauften Hahn heraus-
zugeben. Der Händler ging darauf hin
einen Sach zu holen. Da er eine lange
Zeit weglieb, sprach ich mit dem
Gerichtsvollzieher, und sprach auch von
den zwanzig Mark. Raum hatte ich
das gesagt, so fing der Gerichtsvoll-
zieher an zu lachen.

„Nanu, warum lachen Sie denn?“
Der war sogleich wieder ernst.

„Mein verehrter Herr“, sagte er, „ich
glaube, der kommt mit den zwanzig
Mart nicht wieder.“

Das war eine schöne Geschichte. Ich
wartete noch ein bischen und ging
dann los. Aber schon bei dem nächsten
Geflügelhändler kam mir der Ge-
dante: Nun gerade. Sollte ich schließ-
lich nicht einmal mehr eine Hühner-
suppe essen können! Also frisch darauf
los.

„Mein Herr, was kosten die Hüh-
ner?“

„Das ist verschieden, je nach Quali-
tät.“

Bald hatte ich zwei Hühner @ 1.75
Mart erstanden. Leider hatte auch die-
ser Mann kein geeignetes Verpackung-
smaterial für lebende Hühner. Aber er
hatte eine Idee.

„Kaufen Sie sich drüben beim Sei-
ler ein Netz!“

Das ging. Ich erstand für eine
Mart ein tadelloses Netz, und meine
Hühner wurden hinein gesteckt.

Raum hatte ich das Netz in der
Hand, als es mir auch schon entfallen
war. Die ängstlichen Hühner flatter-
ten und blusierten, und da das Netz
nicht zugezogen war, gelang es einem
meiner Hühner zu entweichen. Nach-
dem man mich gehörig ausgelacht,
machte sich der halbe Wochenmarkt auf
die Jagd. Endlich glückte es. Man
hatte meinen Ausreißer wieder. Nach-
dem ich dem glücklichen Fänger fünfzig
Pfennig Trinkgeld gegeben und die
Schlinge fest zugezogen hatte, machte
ich mich auf den Weg.

Nach Lösung der Fahrkarte passirte
ich glatt die Bahnsteigkontrolle mit
meinen Hühnern, die sich immerfort
hin und her bewegten und schlecht zu
transportiren waren. Ich sekte mich
gemüthlich in den Zug und schob mein
Netz unter die Bank.

Ich dachte an die Freude meiner
Frau und an die meine, wenn die
Hühner erst auf dem Tische stehen wür-
den. Schon spürte ich den Duft der
Suppe in meiner Nase und sog mit
Wohlfühlgefühl denselben ein. Da, mit
einem Male trat der Konduktur auf
mich zu, verlangte meine Fahrkarte
und... entdeckte meine Hühner. Ob-
wohl ich der einzige Fahrgast im Ab-
theil war, fragte er doch:

„Wem gehören die Hühner?“
Ich war sehr höflich: „Mir, mein
Herr!“

„Ja, das giebt's nicht. Lebendes
Geflügel darf nicht mit in's Coupe ge-
nommen werden, die müssen raus.“

Ich war ganz perplex. Da der Kon-
dukteur aber fort ging, dachte ich, es
würde klappen. Aber schon nach weni-
gen Minuten war er wieder da.

„Na, die Hühner sind ja noch da.“
„Aberdings, ich weiß nicht, was ich
mit denselben machen soll.“

„Ja, das geht mich nichts an, die
Thiere (Thiere sagte er) müssen raus.“
„Könnte ich denn kein Hundebillet
dafür kaufen?“

„Nein, das geht nicht, die müssen
raus.“

Was thun. In fünf Minuten ging
mein Zug. Ihn zu veräumen, hätte
großen Schaden gebracht. Ich mußte
also versuchen, den Mann zu gewin-
nen. Ein fünfziger Trinkgeld, den ich
ihm anbot, fruchtete nichts. Nun wur-
de ich grob.

„Herr! Ich werde die Hühner mit-
nehmen. Man hätte mir früher Bes-
cheid sagen können, schon als ich den
Bahnsteig betrat, hätte man mich dar-
auf aufmerksam machen müssen.“

Der Konduktur holte jetzt den Sta-
tionsvorsteher, verschiedene andere Be-
amte kamen auch noch. Es gab einen
Anlauf, und das Ende war, daß man
die Hühner mit Gewalt aus dem Coupe
entfernen wollte. Ich kam dem zu-
vor, nahm mein Netz und gab es sammt
den Hühnern einem Gepädkträger.

„Hier haben Sie ein paar Hühner
zum Sonntagsbraten.“

Zu dem ganz erstaunt zusehenden
Beamten sagte ich: „Meine Herren, ich
werde mein Recht schon kriegen. Ich
werde an die Bahnverwaltung schrei-
ben und Schadenersatz verlangen, da
ich durch die Fahrlässigkeit des Beam-
ten, der die Bahnsteigkontrolle aus-
übt, geschädigt worden bin.“

Die lachten. Der Zug fuhr ab.
Meine ute Laune war dahin. Erst
am Ende der Reise dachte ich darüber
nach, daß es doch Unfinn sei, sich des-
wegen zu ärgern. In Berlin ange-
langt, war ich schon wieder so weit,
daß ich mich mit dem Gedanken trug,
trotz allem eine Hühneruppe zu genie-
ßen.

Nach einigem Schwanken entschloß
ich mich, ein Huhn zu kaufen. Schon
war ich in der Markthalle, als es mir
nach meinen bisherigen Erfahrungen
rätlich schien, lieber ein todt's Huhn

zu kaufen. Mir gefiel teins. Ich ent-
schloß mich, nach Tieg zu fahren.

Schon nach kurzer Auswahl hatte
ich ein großartiges Exemplar für nur
zwei Mart erworben und ging stolz
den heimischen Penaten zu.

Meine Frau empfing mich herzlich.
Ihr Gesicht wurde aber mercklich lan-
ger, als das Huhn zum Vorschein kam.

„Aber Heinrich, jezt ein Huhn, wo
du doch weißt, daß mein großer Topf
lehtzig entzwei gegangen ist.“

Auch das noch. Ich aber beschloß,
alle Hindernisse zu überwinden, und
ging einen Topf kaufen. Den ent-
zweidendsten aller Töpfe erwarb ich.
Damit er nicht etwa auch wieder ent-
zwei gehen könne, nahm ich vorsorglich
eine Weise ein aus Emalle.

Meine Frau war entsetzt. „Aber ich
soll doch nur ein Huhn kochen, du hast
ja einen Topf gebracht, in dem sieben
Hühner Platz hätten.“

„Liebe Lotte, es ist der schönste Topf
im ganzen Laden, wiegt neun Pfund
und kostet drei Mart fünfundsiebzig.“
Meine Frau hörte garnicht zu.

„Und der Dedel? Wo ist der
Dedel?“

Ja, wo war der Dedel. Die nie-
derdrückliche Verkäuferin hatte mir ei-
nen Topf ohne Dedel verkauft.

„Ich werd' einen Dedel holen.“
Der Dedel passte nicht. Ich ging ein
zweites Mal, belud mich aber diesmal
vorsichtiger Weise mit dem neunpfün-
digen Topf, damit ich einen passenden
Dedel kriegle und lenkte meine Schritte
abermals nach dem Emallegeschäft.

„Ja, Kuchen! Der heimtückische
Mensch hatte seinen Laden zugemacht,
und es war doch erst anderthalb Mi-
nuten über neun. Ich war ganz zers-
chmettert. Erst nachdem ich zwei
halbe Vier Kullmbacher getrunken,
traute ich mich gahast nach Hause.“

Meine Frau wettete nicht schlecht.
„Natürlich, nun sieh ich da, habe kei-
nen Braten zum Festtag gekauft, we-
gen deins dummen Huhnes (als wenn
das Huhn was dazu konnte). Morgen
am ersten Festtag sind die Läden zu,
da kannst du ja sehen, was du ist.“

Ich war ernstlich böse.

„Liebe Lotte, wenn du mich um
meine erkohnte Hühneruppe bringst,
bin ich mindestens drei Monat und
siebenunddreißig Tage böse.“

Das half. Benignitäts dachte meine
Frau angezengt nach. Dann sagte sie:

„Lieber Heinrich, weil du dich denn
so sehr nach einer Hühneruppe sehnst,
will ich mal sehen, was sich da machen
läßt. Ich werde zur Frau Keibel ge-
hen, die pumpt mir vielleicht einen
Topf.“

Fast war es mir leid, Frau Keibel
die Klatschbabe, und meine Frau, das
würde ja nett werden. Wirklich kam
eine Frau um halb zwölf mitt in
der Nacht wieder. Da sie einen Koch-
topf hatte, so beruhigte ich mich.

„Frau Keibel mußte ihn erst herfu-
chen, daher hat es so lange gedauert.
(Oh, diese Weiber). Ist aber ein schö-
ner Topf, echt französisches Steingut,
innen glazirt, außen nicht. Das ist
jezt das Neueste. Er soll von wunder-
barer Wirkung sein. Da wird dir deine
Hühneruppe noch schöner schmecken.“

Ich war selig, meine Träume waren
entzündet. Der Mitteltopf dersel-
ben war ein wunderschönes Huhn und
eine Hühneruppe, wie es noch keine
schönere gegeben.

Am anderen Morgen war ich schon
früh auf. Mit hochgetrempten blo-
ßen Armen stand ich neben meiner
Frau am Kochtopf und war emsig be-
müht, die Hühneruppe recht schön zu
machen. Meiner Frau schien das nicht
recht zu gefallen, sie meinte, ich habe
den „Hühnerlappentopf“. Ich ließ
mich indessen nicht hören, sondern
rührte und kochte, daß es eine Art
hatte.

Meine Frau wollte etwas Holz nach-
legen. Ich sollte den Topf abnehmen,
damit es schneller ginge. Ich nahm voll
Stolz den Topf, und... pardauch
lag der Topf, dessen Henkel heiß war,
am Boden. Zerbrochen. Mein Huhn
im Schmutz — — —

Ich sekte meinen Hut auf und ver-
sich schweigend meine Wohnung. Erst
in meiner Stammkneipe — Hühner-
suppe war natürlich alle geworden —
kam ich wieder zur Ruhe. Mit Ueber-
legenheit holte ich ein Blatt aus der
Tasche und notirte:

Für einen gepfändeten Hahn 20,00 Mt.
für ein Netz 1,00
für zwei Hühner 3,50
Trinkgeld 0,50
Fahrkarte zu Tieg 0,10
ein todt's Huhn 2,00
ein Topf 3,45
ein Dedel 0,55

zwei Kullmbacher 0,60
meine heutige Beche 1,50

machte zusammen 33,20 Mt.
Ein schönes Stümchen. Dazu kam
noch der französische Topf. Und
schließlich hatte ich nicht einmal Hüh-
nersuppe gegessen.

Zaghaft ging ich nach Hause. Meine
Frau würdigte mich keines Blickes.
Sie war bemüht, die einzelnen Theile
des Huhnes zu säubern und genieß-
bar zu machen.

Ich habe nichts davon getriegt. Und
mir darf seit der Zeit Niemand mit
Hühnersuppe kommen. Die hat für
mich allen Reiz verloren.

Auf mein Schreiben an die Eisen-
bahnverwaltung wegen Erstattung der
Kosten für zwei Hühner hat diese Be-
hörde nicht einmal beantwortet.

Die Getränke der Völker.

Nach der neuesten Statistik des
Handelsamtes in Washington scheint
der Amerikaner im Vergleich mit sei-
nen europäischen Brüdern im Trinken
ziemlich mäßig zu sein. Er verbraucht
weniger Bier als der Engländer, der
Deutsche oder der Oesterreicher. Als
Weintrinker nimmt er die fünfte Stelle
ein. Der Franzose, der Italiener, der
Oesterreicher und der Deutsche trin-
ken mehr Traubensaft. Dagegen sind
Kaffee und Thee des Amerikaners
Lieblingsgetränke. Im Verbrauch von
Spirituosen steht der Italiener unter
den Völkern Europas an letzter Stelle.
Er trinkt auch weniger Bier als seine
Nachbarn, dagegen ist der Verbrauch
des leichteren, wenig Alkohol enthal-
tenden einheimischen Weines sehr groß,
so daß er im Weintrinken gleich hin-
ter dem Franzosen kommt, der den
höchsten Weinkonsum unter allen Völ-
kern aufweist. Der Russe steht im
Verbrauch von geistigen Getränken an
sechster Stelle; er trinkt nur ein Drei-
stel von dem Bier, das der Eng-
länder zu sich nimmt. Nehmen wir an,
daß sich ein Deutscher, ein Amerika-
ner, ein Engländer, ein Franzose, ein
Oesterreicher, ein Russe und ein Ita-
liener zu Tische setzen und Getränke
in den Mengen bestellen würden, die
dem Konsum dieser Getränke im gan-
zen Volke dem Verhältnis nach ent-
sprächen, so würden die Maße außer-
ordentlich verschieden verteilt sein;
der Eine würde so viel bekommen, daß
er getrost darin baden könnte, ein An-
derer wieder kaum einige Schlucke.
Lassen wir sie zum Beispiel Thee
trinken. Dann trinkt der Engländer
1800 Tassen, der Amerikaner 400,
der Russe 275, der Deutsche 36,
der Oesterreicher 20, der Franzose 18
und der Italiener nur eine einzige Tasse.
Auch wenn Bier bestellt würde, würde
sich der Engländer als der stärkste
Trinker erweisen.

Berlin, die Denkmalkstadt.

Sechs neue Denkmäler wird Berlin
in der nächsten Zeit erhalten, und
zwar das Moltke-Denkmal, das Har-
den-Denkmal (Dönhofsplatz), Mommsen-
denkmal (Universitätsgarten), Bir-
chowdenkmal (Karlspark), Lorzing-
denkmal (Tiergarten) und das Ein-
chenorffdenkmal. Außerdem wird
auf dem Floraplatz im Tiergarten eine
Nachbildung der Trauionsfiguren
Amazone Aufstellung finden. Bis jezt
besitzt Berlin 165 Stein- und Erz-
denkmäler, 12 allegorische Figuren-
gruppen, 16